

Georg Maier überraschend, zwinkernd, zartfühlend

Am 14. Juni starb der Physiker, Dozent und Naturforscher im Alter von 83 Jahren.

Georg Maier setzte in der Weltbegegnung radikal auf die Beobachtung und hat ebenso radikal die Unsicherheit, die dieser Weg bedeutet, bejaht.

Als unser Sohn Boris, der über Jahre Gespräche zwischen mir und Georg mitbekam, die Todesanzeige auf dem Küchentisch sah, war er baff: Was, der war ein Doktor!? So erlebten ihn augenscheinlich viele: als verschoben, kauzig, irrwitzig, sphinxhaft, irritierend – vielleicht als die Überraschung des Tages. So kam auch mein Sohn zu seinem Georg-Maier-Gefühl, und Georg ihn sogar als Toter noch zu überraschen vermochte. Ich lernte Georg 1981 kennen, weil ich zu Jochen Bockemühl, wollte, um bei ihm zu studieren. Bei unserer ersten Begegnung vor 35 Jahren hätte ich schon gewarnt sein können. Wie aus dem Nichts, aus dem Hintergrund von Bockemühl trat bei unserem ersten Gespräch Georg Maier – bestärkend, staunend, verschmitzt, listig, Grimassen schneidend, Augen aufreißend – und seither blieb er in meinem Leben. Wurde Bockemühl mein Lehrer, so wurde Georg ein Freund und Bruder und Mitverschworener, der mir die Gewissheit gab, dass er mich schätzte, sich für mich einsetzte, mich aufstellte, wenn ich angezählt zu Boden ging, kurz: einer der für mein Fortleben förderlich war. Er war für mich einer, den man nicht gesucht, sondern der einen gefunden hat.

Die Schmerzensleidensseite

Wir haben viel gelacht. Georg hat gerne gelacht, hatte ja sowieso etwas schelmisch-liebenswertig Verschmitztes. Es gelang ihm, dass ich über ihn lachen musste. Heute möchte ich vom leidenden Georg sprechen, von seiner Schwächeseite, seiner Schmerzensleidensseite, seiner Beharrlichkeitsseite. Meine wiederholte Mahnung war, dass wir doch nicht mehr in der Zeit Fichtes lebten, der noch den Versuch unternehmen konnte, den Leser und das grössere Publikum zum Verständnis zu zwingen.

Schmerzlich und bedrohlich erlebte er den Abschied von älteren Freunden und philosophischen Mitverschworenen, kurz nacheinander den Tod von Stephen Edelglass, Hans Rudolf Schweizer, Mario Howald und Ron Brady. Georg hat viel gelitten – und er hat vor allem zuletzt viel gelitten. Es gab in der letzten Phase Zeiten, in denen er oft stürzte, der Länge nach mit dem Kopf aufschlug. Aber, ein Phänomen: Er hat sich nie etwas gebrochen. Er hatte harte Knochen, einen Dickschädel! Seine Augen, die so gut und genau beobachteten, wurden immer schwächer, Lesen zunehmend unmöglich. Seine Beine, die gut, schnell, viel, den Berg rauf und runter gelaufen sind, versagten ihm. Seine Frau Christa fuhr ihn zuletzt im Auto und schob ihn im Rollstuhl.

Aber auf seine Ohren konnte er sich bis zuletzt verlassen, sein Hören nahm nicht ab. Er hatte sein Leben lang gut zugehört, auf Zwischentöne, Seelenspannungen stark reagiert. Für einen

Naturwissenschaftler und Physiker war Georg für mich erstaunlich zartfühlend und mitfühlend. Er litt darunter, dass wir nicht genügend auf ihn hörten. Auf seiner Hörseite verletzte er sich leicht und hielt diese Wunden beharrlich offen. Ich möchte jetzt von einigen seiner Leidenspunkten sprechen.

Das Schiller-Trauma

Paul Eugen Schiller leitete die naturwissenschaftliche Forschung am Goetheanum noch vor der Zeit des Forschungsinstituts von Bockemühl und Maier. Georgs erster Auftrag bestand in der Erforschung des Ätherischen unter Ausschluss von allem Lebendigen und von sogenannt störenden Umwelteinflüssen, unter Abwendung von allem Sinnlichen. «Danach wusste ich, was ich nicht wollte.» Und er ging! Ich stelle mir vor: im gegenseitigen Einverständnis. Er verlor gegen Schiller, gewann aber einen ersten Freund in Dornach (den Naturwissenschaftler Mario Howald) und fand seine Frau fürs Leben. Acht Jahre später und reifer gab es eine zweite Chance. Jochen Bockemühl rief ihn. Gemeinsam bauten sie das Forschungsinstitut am Glashaus auf mit dem Naturwissenschaftlich-anthroposophischen Studienjahr als Zugpferd. Aber die Geschichte mit Schiller kam immer wieder hoch.

Das Unger-Trauma

Eine Lieblingsstelle Georgs war Steiners Anmerkung 171 in der von ihm herausgegebenen Sammlung «Sprüche in Prosa» von Goethe. «Esoterisch ist ein Begriff, wenn er in Zusammenhang mit den Erscheinungen betrachtet wird, aus denen er gewonnen ist. Exoterisch, wenn er als Abstraktion abgesondert für sich betrachtet wird.» Hier fällt auf, dass die Erscheinungen nicht als bloßer Schein hinter das Wesen zurückbuchstabiert werden und dann erst mit dem Begriff zusammen die volle Wirklichkeit ausmachen. Die bloße Begriffsbildung kommt schlecht weg, wenn sie nicht aktuell an der Erscheinung und in Zusammenhang mit der Wahrnehmung entsteht.

Georg Unger, mit dem sich Georg Maier gern wissenschaftlich unterhielt, teilte hier seine Begeisterung nicht. Unger fand vielleicht sogar, dass Georg die Aussage missverstand oder überinterpretierte. Wenn der mathematisch-physikalisch-astronomische Unger mit seiner Überzeugung etwas verlauten ließ oder dagegen sagte, dann war der jüngere Maier am kürzeren Hebel. Dieser Dissens mit Unger kam jährlich auf die Tagesordnung.

Bei Heinrich Barth stießen wir an die Stimmung und Quelle dieser kompakten Stelle, nur mit etwas anderen Worten. Das

Wie aus dem Nichts trat er hervor
– bestärkend, staunend, verschmitzt, listig,
Grimassen schneidend, Augen aufreißend
– und seither blieb er in meinem Leben.

kommentierten wir uns dann jeweils mit dem Code «esoterisch/exoterisch». Georg betonte auch immer wieder, wie er die Anthroposophie, den bedeutsamen «ästhetischen» Teil der Anthroposophie, mit Heinrich Barth erst richtig verstehen lernte. Diese nüchterne, unsentimentale Auffassung von «esoterisch» kam Georg sehr entgegen. Denn bei ihm zog sich nicht bloss das Gesicht, sondern der ganze Körper zusammen, wenn Menschen in seiner Umgebung von «esoterisch» oder «Übersinnlichem» sprachen und dabei ein pathetisches Vibrato in die Stimme legten oder so ein tiefbedeutsam-heiliges Gesicht aufsetzten.

Das Heinrich Barth Gesellschaftstrauma

Georg und ich setzten uns für die Gründung einer Gesellschaft «Heinrich Barth» ein. Daran war ein Schüler Barths schuld. Hans Rudolf Schweizer lernten wir im Zug der Anti-AKW-Bewegung und einer Gesprächsgruppe «Gewaltfreiheit» in Basel kennen. Er setzte sich für Asylanten ein, teilte mit einer tamilischen Flüchtlingsfamilie schließlich sein Haus in Liestal. Hans Rudolf Schweizer brachte jeweils Schnapsmatrizen zu unsern Versammlungen mit, eine Vorform von Fotokopien. Für Georg und mich begann damit das Studium von Alexander Gottlieb Baumgarten und Heinrich Barth. Mit den ersten Sätzen auf diesen Schnapsmatrizen rochen wir ihre Subversivität und Kostbarkeit. Das war für uns drei der Beginn einer zwölfjährigen Freundschaft.

In Baumgarten erlebte Georg nicht nur den erkenntnistheoretisch Verwandten, sondern auch einen Stiefbruder in seiner Tragik, missverstanden zu werden. In den letzten Tagen, in denen ich Georg noch erlebte, rief er nach den dunkelgrünen Büchern Baumgartens aus dem Meiner-Verlag. Wenn es von Georg ein philosophisches Vermächtnis gab, dann vielleicht ein Wort, ein Name: «Baumgarten». Schweizer las nicht nur Baumgarten lateinisch, er las die Schriften von Dionysios dem Areopagiten griechisch. Von all diesen Qualitäten profitierten Georg und ich für die nächsten zwanzig Jahre. Die Begegnung mit Hans Rudolf Schweizer war ein Augenöffner auf dem Weg zu einer neuen Sprache und zu neu zu erfassenden Begriffen wie «ästhetisch» oder «erscheinen lassen». Die Beschäftigungen mit Baumgartens sinnlicher Erkenntnis, mit Goethe und Heinrich Barths Erkenntnis als Existenz halfen Georg bei der philosophisch-ästhetischen Begründung seines Forschungsansatzes.

Aber wo bleibt denn jetzt das Trauma? Bei der Gründungsversammlung vor zwanzig Jahren ging es zuletzt um den Namen dieser Gesellschaft. Solange wir den nicht gefunden haben, können wir nicht auseinandergehen. Ganz zum Schluss kam

es zur erlösenden Einigung: «Wir heißen Heinrich Barth Gesellschaft: für erscheinungsorientiertes Denken», – und «Handeln» rief Georg noch vor Sitzungsschluss. Ich notierte es beglückt ins Protokoll der Gründungsversammlung. Gemeint war ein wahrnehmendes Denken und Handeln. Zuerst wurde von den älteren Herren «erscheinungsorientiertes Handeln» schon im verbindlichen Gründungsprotokoll gestrichen. Man hatte wohl schon auf der Heimreise kalte Füße bekommen. Ohne Georgs versöhnliche Zu- und Zwiesprachen wäre ich wieder aus der Gesellschaft ausgetreten. Später wurde auch noch «erscheinungsorientiertes Denken» gestrichen. Seither heißt es nüchtern «Heinrich Barth Gesellschaft». Die Traumata von Georg entstanden immer in den sozialen Beziehungen und zeigten sich darin, dass Georg in serienmäßig angelegter Regelmäßigkeit und verschmitzter Beharrlichkeit sich, mich und andere erinnerte, wie etwas nicht richtig gelaufen war. Mit der Entrüstung war ich die Sache los, Georg hatte das Trauma behalten.

Geburtstag, Todeswehen, Regenbogen

Georg und ich blieben Heinrich Barth und der «Heinrich Barth Gesellschaft» bis zuletzt erhalten, weil wir von Heinrich Barth, seiner philosophischen Haltung, Gedankenführung und Zukunftsträchtigkeit immer von Neuem angetan und belehrt wurden. Georg war über zehn Jahre Redaktor, Hersteller und Versender des Gesellschaftsbuletins. Wir versammelten uns das letzte Jahr zum Lesen nicht mehr im Philosophischen Seminar der Uni Basel, sondern in seinem Zimmer im Haus Martin, ganz zuletzt an seinem Geburtstag – wir wussten, dass es wohl das letzte Mal sein würde, dass wir zwar seinen Geburtstag feierten, aber auf den Todestag einstimmten. Einer der Besucher und Gratulanten, die unsere Lektüre unterbrachen, war Johannes Kühl mit seinem Geschenk, dem Bild eines weit gespannten Regenbogens, was ich besonders stimmig erlebte. Eine leuchtend-strahlend farbige Brücke von einer Seite auf die andere, von hüben nach drüben. WH

